Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde = Folklore suisse : bulletin de la Société suisse des traditions populaires = Folclore svizzero : bollettino della Società svizzera per le tradizioni popolari

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 85 (1995)

Artikel: Familiengärten : Schnittstelle zwischen Gesellschaft und Natur : ein Bericht aus dem Projekt "Pflanzenästhetik" des Seminars für Volkskunde der Universität Basel

Autor: Kocher Schmid, Christin / Voltz Vogler, Christine

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1004023

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Familiengärten: Schnittstelle zwischen Gesellschaft und Natur

Ein Bericht aus dem Projekt «Pflanzenästhetik» des Seminars für Volkskunde der Universität Basel

Untersuchungsgegenstand in unserem Projekt sind Familiengärten im Gebiet der Langen Erlen in Riehen (Kanton Basel-Stadt). Frühere Untersuchungen in Familiengartenanlagen (zwischen 1970 und 1994) haben gezeigt, dass zwar die vorgefundenen Altersstrukturen nicht derjenigen der jeweiligen Stadtbevölkerung entsprechen (vgl. Matthäi S. 225 für Berlin; Auböck u. a. S. 5 für Wien; Beyerle & Kegel für Zürich), die Sozialstrukturen hingegen in Übereinstimmung mit der entsprechenden Gesamtbevölkerung sind (vgl. Matthäi S. 235; Bockhorn S. 279; Beyerle & Kegel). Familiengärten sind demnach für ein sozial repräsentatives Segment der Bevölkerung wichtiger und oftmals einziger Ort der aktiven Auseinandersetzung mit der Natur.
Durch die Gestaltung der Zierbereiche in den Familiengärten stellen die Menschen dar, welche Pflanzen und Pflanzenkombinationen sie schön finden, und dadurch auch, an welchen Elementen der Natur sie Gefallen finden. Ausgehend von diesen Überlegungen will unser Projekt die ästhetische Bedeutung und den Wert von Pflanzen und von pflanzlicher Vielfalt für einen Teil der Bevölkerung der Region Basel herausarbeiten. Denn: Ästhetisches Handeln wie auch ästhetische Bewertungen von Pflanzen, Pflanzengemeinschaften und Artenvielfalt sind ein Schlüssel zum Verständnis des individuellen und gesellschaftlichen Umgangs mit der Natur.
Der Biologe und Psychologe Gregory Bateson bietet uns in seinem Buch Mind and Nature. A Necessary Unity (1979) eine elegante und umfassende Definition des Ästhetischen. Für ihn bedeutet ästhetisches Empfinden eine Empfänglichkeit für das Muster, das allem Lebenden zugrunde liegt. Er nennt dieses das verbindende Muster («the pattern which connects»), die grundlegende Einheit von Geist und Natur. Folglich zeigen Menschen ästhetische Präferenzen für diejenigen Systeme, in denen sie ähnliche Eigenschaften erkennen, wie sie sie selbst aufweisen. Menschen haben demnach ästhetische Präferenzen für lebende Systeme, die mit ihnen durch das grundlegende Metamuster (ein Muster von Mustern) verbunden sind. Ästhetisches Empfinden – und damit auch ästhetisches Handeln – sind somit bedingt durch das Erkennen des Metamusters, das dem Leben zugrunde liegt, und demzufolge stellen ästhetisches Empfinden und Handeln auch die Grundlage der Kommunikation von Menschen mit ihrer Umwelt dar (Bateson S. 8, 11, 127–8). Ästhetisches Handeln kann also als das Erkennen von Ordnungssystemen in der Natur verstanden werden, das emotionale Befriedigung in den Menschen auslöst. Diese umfassende Sicht von Ästhetik dient als Leitlinie und Ausgangspunkt für unser Projekt, das den Umgang von Menschen mit Pflanzen unter dem Blickwinkel der Ästhetik untersucht.
Familiengärten werden oft als Schrebergärten bezeichnet. 1864 wurde in

Leipzig der erste «Schreberverein» im Gedenken an der verstorbenen Arzt Daniel Schreber (1808–1861) gegründet. Ziele des Vereins waren die «harmonische Ausbildung der Jugend, die Zusammenarbeit zwischen Schule und Haus und die Schaffung von Spiel- und Turnplätzen». Für die Umsetzung dieser Ziele wurde im folgenden Jahr eine Wiese gepachtet. Neben organisiertem Spielen wurden die Kinder auch zur Einrichtung eigener Pflanzbeete am Rande der Spielwiese motiviert. Kurz darauf übernahmen aber die Eltern diese Beete, da die Kinder vermutlich zur ständigen Pflege zu wenig Ausdauer hatten. Die so entstandenen «Schrebergärten» erhielten 1869 eine erste Gartenordnung und waren Vorbild für viele weitere Gärten dieser Art. Das Kennzeichnende an den eigentlichen Schrebergärten ist somit die Kombination von Familiengarten und Spielfläche. Zusammen mit drei weiteren Kleingartentypen des ausgehenden 19. Jahrhunderts – Armengärten, Arbeitergärten und Lebensreformgärten – bildeten sie die Ausgangsform der Familiengärten, wie wir sie heute kennen und zu deren «Vorfahren» auch Bauerngärten zu zählen sind. Die Bezeichnung Schrebergarten ist eigentlich eine unzulässige Reduktion eines sehr viel differenzierteren Phänomens (Brando S. 12–22; Matthäi S. 136–143; Tränkle S. 33).

Familiengärten werden in Deutschland auch als «wohnungsferne Gärten» bezeichnet – ein etwas «kühler» Name, der aber präzis ausdrückt, worum es sich handelt: Gärten, die nicht direkt beim Haus oder bei der Wohnung liegen. «Wohnungsferne Gärten» hat man nicht immer vor Augen, sondern es erfordert mehr oder weniger Zeit und Umstände, sie aufzusuchen (Nohl S. 177–187).

Basel-Stadt zählt über 6000 offizielle (d.h. von der Stadtgärtnerei verwaltete) Familiengärten und schätzungsweise die gleiche Anzahl unorganisierter Pachtgärten. Die meisten Gärten sind zwei, manche auch drei Aren gross. Man kann also davon ausgehen, dass 12000 Familien einen Familiengarten besitzen und insgesamt rund 240 Hektaren bewirtschaften, was der Fläche von etwa acht stattlichen Schweizer Bauernbetrieben entspricht. Diese Zahlen zeigen, dass Familiengärten für einen beachtlichen Teil der Bevölkerung in der dicht besiedelten Nordwestecke der Schweiz eine wichtige Rolle spielen. Und längst sind Familiengärten keine «Arbeitergärten» mehr, die primär der Versorgung der Familien mit gesundem Gemüse dienen, sondern sie erfüllen für weite Kreise der Bevölkerung eine wichtige, ausgleichende Rolle, sind Freizeit- und Erholungsraum. Oftmals sind sie für viele Menschen einziger Ort des Kontakts und der Interaktion mit der «Natur».

Das Projekt Pflanzenästhetik wird finanziert und koordiniert durch die Stiftung «Mensch Gesellschaft Umwelt» (MGU) der Universität Basel und ist gleichzeitig integriert in das Modul 3 «Biodiversität» des Nationalen Schwerpunktprogramms «Umwelt» (SPPU) des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung. Dieses nationale Schwerpunktprogramm ist – dem Forschungsgegenstand entsprechend – stark naturwissenschaftlich ausgerichtet: die gemeinsame Basis der neunzehn beteiligten Teilprojekte der verschiedenen Disziplinen (Biologie, Geographie, Rechtswissenschaft, Ökonomie, Geschichte, Germanistik und

Volkskunde) wird durch den gemeinsamen Forschungsgegenstand, die Biodiversität, gebildet. Interdisziplinäre Zusammenarbeit erfordert einen hohen zusätzlichen Zeitaufwand aller Beteiligten und das Eingehen auf Forschungsansätze, Methoden und Fragestellungen der anderen Disziplinen. Wir haben deshalb methodisch eine interdisziplinäre «Kompatibilität» angestrebt, die sich in der Verwendung sowohl traditionell volkskundlicher qualitativer Methoden wie auch in quantitativem Vorgehen äussert:
1994 haben wir 66 Gärten in der 1943 gegründeten Gartenanlage «Spittelmatt» und – zum Vergleich – 20 Gärten in der neueren, 1982 gegründeten Anlage «Erlensträsschen» untersucht. Dazu haben wir drei verschiedene Untersuchungsmethoden parallel und miteinander vernetzt angewendet.
1. Mit Hilfe von massstäblich gezeichneten Plänen wurden die Gärten erfasst und ihre jahreszeitlich wechselnde Bepflanzung in fünf Begehungen eingetragen. Dabei haben wir uns auf Pflanzen und Bepflanzungen mit offensichtlichem Ziercharakter konzentriert. Diese Pläne sind Grundlage für den Aufbau verschiedener Datenbanken, die eine statistische Auswertung ermöglichen. Eine Datenbank enthält die Grundstruktur der Gärten und erlaubt z. B. Aussagen über die Häufigkeit von Rosenbögen oder von Beerenspalieren (1,88 pro Parzelle in der «Spittelmatt», 1,05 im «Erlensträsschen»), von Feuchtbiotopen und von Bäumen. Eine weitere Datenbank enthält sämtliche aufgenommenen Pflanzen (679) und erlaubt Aussagen über die Verteilung der angebauten Pflanzen, über die Pflanzenfamilien und Gattungen oder über die Herkunft der Pflanzen. Weitere Datenbanken enthalten den Pflanzenbestand der einzelnen Parzellen und erlauben, Präferenzen für bestimmte Pflanzen und Pflanzenkombinationen festzustellen.
2. Gleichzeitig haben wir mit den Gärtnern und Gärtnerinnen lose strukturierte Interviews geführt, um Beeinflussungen zu erfassen. Wir haben so auch erfahren, wie Pflanzen und Gärten gewertet werden und woher die angebauten Blumen stammen. Die Pflanzenauswahl entspricht oft nicht nur persönlichen Präferenzen, sondern wird durch das Angebot der Gärtnereien und Grossverteiler beeinflusst. In Betracht zu ziehen ist zudem auch der Pflanzentausch mit Gartennachbarn oder das Versamen von Blumen. Weitere mögliche Beeinflussungen stellen die Gartenordnung, die soziale Kontrolle innerhalb der Gartenkolonie oder Modeströmungen dar.
3. Quellen- bzw. Literatur- und Archivrecherchen sollen nicht nur die geschichtliche Entwicklung, sondern auch Zeitströmungen und indirekte oder direkte Einflussnahmen auf die Gestaltung der Gärten offenlegen. So existieren zum Beispiel Listen empfohlener Pflanzen, Berichte über Gartenwettbewerbe und Pläne von Mustergärten.
Nach dieser detaillierten Erfassung weniger Gärten sind wir nun damit beschäftigt, alle 370 Gärten der Familiengartenanlage «Spittelmatt» auf wenige Merkmale hin zu untersuchen.
Wir haben die von uns untersuchten Gärten grob in drei Gruppen eingeteilt:
– «traditionelle», d. h. gemüsebetonte Gärten mit höchstens einer kleinen Sitzecke oder Pergola, also eigentliche «Pflanzplätze», in denen man sich auch ausruhen kann (48,5% der Gärten),

– «moderne», d.h. blumenbetonte Gärten mit grosser Rasenfläche, stattlicher Sitzecke und weiteren dekorativen Teilen nebst bescheidenem Gemüse- und Beerenanbau (12,5% der Gärten),
– Mischformen der beiden vorhergenannten Typen, also Gärten, in denen sich Gemüseanbau und Zier- bzw. Freizeitbereich in etwa die Waage halten (36% der Gärten),
– weitere 2,5% der Gärten entziehen sich einer solchen Kategorisierung.

Die mit Blumen bepflanzten Bereiche der untersuchten Gärten lassen sich in drei Gruppen gliedern: Ein Zierbeet liegt direkt am Weg, der dem Garten entlang führt. Ein weiteres schmückendes Element der Familiengärten ist der Garten im Garten. Dies ist eine aus dem übrigen Garten ausgegrenzte Fläche, die entweder sehr formal gestaltet wird oder eine «natürliche» Landschaft in Miniaturisierung zeigt und oft in der Nähe des Brunnens angelegt wird. Schlussendlich finden sich im Bereich des Sitzplatzes weitere Blumenbeete, Rasenflächen und Solitärpflanzen.
Fast alle Gärten der Anlage «Spittelmatt» weisen auf ihrer Breitseite ein etwa gleich breites Zierbeet auf, das über die ganze Länge des Gartens dem Anlageweg entlang läuft. Im Gegensatz dazu können die andern zwei Gartenbereiche mit Ziercharakter in Grösse und Lage sehr variieren. In Gesprächen mit den Gärtnerinnen ist aber nicht nur zu erfahren, dass ein solches Zierbeet halt einfach schön sei, sondern auch, dass man ein solches haben müsse oder sogar, dass dieses einer Vorschrift der Stadtgärtnerei entspreche. Allerdings heisst es in der gültigen Gartenordnung lediglich: «Der einzelne Garten ist so zu bepflanzen und zu unterhalten, dass er jederzeit ein gepflegtes Aussehen darbietet. Bei der Bepflanzung ist auf die Nachbarn gebührend Rücksicht zu nehmen»(Familiengarten-Ordnung S. 7, Abschnitt 8). Auch eine Rückfrage bei der Stadtgärtnerei ergab keine weiteren Hinweise: ein solches Zierbeet ist also, trotz gegenteiliger Auskunft der Gärtnerinnen, ein freiwillig angelegtes Blumenbeet. Die Auswertung der Daten zu den Pflanzenkombinationen zeigen, dass man in solchen Zierbeeten mit zwei Gestaltungstendenzen rechnen muss: Zum einen finden sich dort in den meisten Gärten dieselben Pflanzen in gleichen oder ähnlichen Kombinationen, zum andern aber auch einzelne spezielle, besonders auffällige oder kostspielige Pflanzen, die nur in einzelnen Gärten vorkommen. Einerseits präsentieren also die Familiengärtnerinnen exklusive «Sammlerstücke», anderseits entspricht dieses Zierbeet den ästhetischen Normen der Gruppe – Normen also, die nicht oder nur teilweise mit den individuellen Präferenzen der einzelnen Gärtnerinnen übereinstimmen müssen. Man kann es daher als Repräsentations- oder Schaubeet bezeichnen.
Zu den beliebtesten Darstellungen im «Garten im Garten« zählen Alpenlandschaften oder Steingärten (in 43 der 370 Gärten der «Spittelmatt»), wobei einerseits typische Alpenblumen wie Enzian, Edelweiss oder Silberdistel angepflanzt werden, anderseits aber ebenso oft mit Steinen, niedrig wachsenden Polstern und einzelnen seltenen oder kostbaren Pflanzen (z. B. Orchideen) der Eindruck alpiner Vegetation geweckt wird, ohne dass die einzelnen

Elemente der alpinen Flora zuzuordnen sind. Fast ebenso beliebt sind Teiche (in 31 der 370 Gärten der «Spittelmatt»), die entweder formal oder als «Biotope» gestaltet sind. Dazu ist anzumerken, dass in den letzten Jahren in der Region Basel Feuchtbiotope durch Förderung und Empfehlungen von Biologen zu dem Biotop und zum Naturgebiet schlechthin geworden sind. Für die Familiengärtnerinnen stellt damit ein Feuchtbiotop, also ein kleiner Tümpel mit der entsprechenden Bepflanzung, «Natur» in ihrer reinsten Form dar.
In der Nähe des Sitzplatzes finden sich oft spezielle oder repräsentierende Pflanzen: Pampasgras, Akanthus oder Bananenstauden, aber auch die üppigen Frühjahrsblüher Flieder und Forsythien und die später im Jahr auffälligen Taglilien, Hortensien und Dahlien sind so plaziert, dass man sie vom Haus oder Sitzplatz aus stets vor Augen hat. Gemüse und Beeren werden oft zur Abschirmung des Sitzplatzes und zur Betonung der Privatsphäre des Gartens verwendet. Da hohe Büsche und Bäume in der Anlage nicht erlaubt sind, werden die einzelnen Gärten durch Beeren-, Bohnen- oder Gurkenspaliere oder Maispflanzen und Sonnenblumen abgeschirmt.
Viele Gärtnerinnen bemühen sich, ihre Gemüse dem Auge gefällig anzulegen. Zum Beispiel werden roter und grüner Kopfsalat oder Randen und Pflücksalat abwechselnd gepflanzt. Solche Gemüsekombinationen werden auch im biologischen Gartenbau empfohlen, da sich die Pflanzen so besser entwickeln können und Schädlinge vorbeugend abgewehrt werden. 60% der in den Familiengärten angetroffenen Pflanzkombinationen gelten als «günstige Nachbarschaft», 37,5% als neutral, und nur 2,5% der von uns aufgezeichneten Kombinationen haben eher negative Auswirkungen (Arbeitsgruppe Biogarten 1987/88 und 1990). Es wird aber nicht nur Gemüse in Mischkulturen gepflanzt, sondern die Gemüse werden auch oft mit Blumen gemischt (in 28% der Gärten): Zum Beispiel können blauschimmernde Rotkohlköpfe zwischen leuchtend orange und gelbe Ringelblumen (Calendula officinalis) oder Studentenblumen (Tagetes spp.) gepflanzt werden. Die Gemüsemischkulturen in den Familiengärten stellen damit das Bestreben einer Verbindung des Schönen mit dem Nützlichen dar. Ganz offensichtlich zeigt sich zudem in der Kombination von Blumen, Gemüsen sowie Würz- und Heilpflanzen die Verwandtschaft der Familiengärten mit Bauerngärten, erinnern doch auch die hölzernen Gartenhäuschen mit den rotkarierten Vorhängen an bäuerliche Vorbilder (vgl. auch Matthäi, die von einer «Idealisierung des bäuerlich-ländlichen Milieus» spricht). In den Basler Familiengärten wird also eine Art Idylle konstituiert und gelegt. Dabei ist der Begriff Idylle nicht wertend zu verstehen, sondern bezeichnet den angestrebten Zustand der Harmonie des Nützlichen mit dem Schönen – eine Harmonie, die offensichtlich im schweizerischen Alltag nicht (mehr) erfahren werden kann. Die Basler Familiengärtnerinnen zeigen – folgt man den Gedankengängen des Naturphilosophen Gernot Böhme (1989) – in der Gestaltung ihrer Gärten durch ihr Streben nach einer Verbindung des Nützlichen mit dem Schönen deutlich ihre «Befindlichkeit in der Umwelt». Böhme fordert, dass der Mensch als «Bioindikator» für die Gestaltung ökologischer Gefüge ernstzunehmen sei (Böhme S. 49–50). Die «Befindlichkeit» des Menschen ist

dabei ausschlaggebend: Erzeugt wird sie unmittelbar durch sinnliche Wahrnehmung, und sie ist, so wie die Schönheit eine Dimension des Gutseins ist, eine Dimension der allgemeinen Lebensqualität (Böhme S. 46–50).
Vielfalt ist in den untersuchten Familiengärten auf verschiedenen Ebenen dokumentierbar. Einerseits ist die pflanzliche Artenvielfalt hoch: in einzelnen Gärten blühen bis zu 78 Pflanzenkultivare gleichzeitig. (Dies entspricht der Gesamtartenzahl von 100 m^2 eines Juratrockenrasens, einer der artenreichsten Pflanzengesellschaften Europas, die von den Biologen des Modul 3 «Biodiversität» untersucht wird.) Anderseits findet sich eine enorme Vielfalt von gestalterischen Lösungen in den Familiengärten verwirklicht. Der Grad der individuellen Kreativität ist sehr hoch, und jeder Garten bietet ein eigenes, unverwechselbares Bild: Im September 1994 haben wir in 66 Gärten insgesamt 188 verschiedene blühende Pflanzenkultivare festgestellt, davon kamen rund 37% (70) nur in einem Garten und rund 21% (39) nur in zwei Gärten vor. Die viel zitierte Imitation des repräsentativen Einfamilienhausgartens mit seiner dumpfen Triade von Rasen, Rosen und Koniferen (Friebis S. 31, Anm. 1) ist kaum vertreten, vielmehr überwiegen die eigenständigen Kreationen.
Das Projekt Pflanzenästhetik ist in die Lehre integriert. Im Wintersemester 1994/5 haben sich die Studierenden der Volkskunde unter der Leitung von Frau Prof. Ch. Burckhardt-Seebass unter dem Titel «Hereingeholte Natur: der Garten» mit dem Phänomen Garten auseinandergesetzt. Das Themenspektrum der Semesterarbeiten reichte vom Kompostplatz bis zum Palmenhaus und von der Gartenliteratur bis zur Rasenpflege. Ein Höhepunkt des Semesters war der interdisziplinäre Studientag «Garten», an dem sich Vertreter und Vertreterinnen der Fächer Biologie, Geschichte, Archäologie, Germanistik, Architektur und Kunstgeschichte beteiligten und der die Möglichkeit bot, das Phänomen Garten aus verschiedenen Blickwinkeln anzugehen und zu diskutieren. In der Schlussdiskussion wurde festgehalten, dass das Phänomen Garten als Schnittstelle zwischen Gesellschaft und Natur zu sehen sei. Sowohl die Gesellschaft selbst als auch ihr Bild von der Natur sind laufenden Veränderungen unterworfen, und somit ist auch die Definition von Natur immer kulturell bestimmt. Allerdings müssen Kultur und Natur nicht zwangsläufig ein Gegensatzpaar darstellen, denn unsere Landschaften sind seit Jahrhunderten stark vom Menschen geprägt. Eigentliche Naturlandschaften gibt es keine mehr, und was gemeinhin als Natur verstanden wird, ist die anthropogene Kulturlandschaft, wie sie durch bäuerliche Aktivitäten vor der Mechanisierung der Landwirtschaft geschaffen worden ist (verschiedene Typen von Wäldern, Wiesen und Weiden).
Während der Sommersemesterferien 1995 erarbeiten sechs Studierende im Rahmen einer Feldforschungsübung verschiedene Themen innerhalb des Hauptuntersuchungsgebiets «Spittelmatt». Diese Arbeiten bilden einerseits selbständige, abgeschlossene Themenkreise, sind aber anderseits in das Projekt Pflanzenästhetik integriert und helfen, einzelne Fragestellungen weiter zu vertiefen. Folgende Themen werden bearbeitet: Stein- und Alpingärten, Ausländer und Ausländerinnen, Gestaltung der Gartenhäuser, nicht-pflanzliche Gestaltungen, Garten in der Biographie, Pflanzenbezeichnungen.

Christin Kocher Schmid und Christine Voltz Vogler, Projekt Pflanzenästhetik beim Seminar für Volkskunde der Universität Basel, Augustinergasse 19, 4051 Basel

Literatur

Arbeitsgruppe Biogarten, Wegleitung zum biologischen Gartenbau für Anfänger. Bern 1987/88.
Arbeitsgruppe Biogarten, Wegleitung zum biologischen Gartenbau für Fortgeschrittene. Bern 1990.
Marie Auböck/Gerd Köhler/Peter Mutewsky, Schrebergärten in Wien: Analyse. Wien 1972.
Gregory Bateson, Mind and Nature. A Necessary Unity. New York 1979.
Beyerle & Kegel, Familiengärten. Auswertung einer Umfrage in zwei Zürcher Familiengartenarealen. Semesterarbeit im Rahmen der Vorlesung «Umweltpsychologie». Abteilung Umweltwissenschaften der ETH Zürich 1993.
Olaf Bockhorn, «Schrebergärten in Wien – ein Projektbericht». In: Klaus Beitl (Hg.), Probleme der Gegenwartsvolkskunde, Wien 1985.
Gernot Böhme, Für eine ökologische Naturästhetik. Frankfurt a.M. 1989.
Franziska Bollerey/Kristina Hartmann/Margret Tränkle, Denkmalpflege und Umweltgestaltung. Orientierung im Stadtbereich. Stadtgestaltung zwischen Denkmalpflege und Schrebergarten, München 1975.
Paul Brando, Kleine Gärten einst und jetzt, Hamburg 1965.
Heinz Durrer, Wir beobachten am Weiher. Anleitung zum Beobachten von Tieren und Pflanzen in einem erschlossenen Naturgebiet. Gemeinde Riehen 1984.
Familiengarten-Ordnung. Vorschriften über Anlegung, Bepflanzung und Unterhalt der Familiengärten, Staatliche Kommission für Familiengärten des Kantons Basel-Stadt 1984.
E. Friebis, Vom Armengarten zur humanökologischen Ausgleichsfläche. Die geschichtliche Entwicklung des Kleingartenwesens und der Versuch einer kleinräumigen Bedarfs- und Defizitanalyse für Freiburg, Freiburg i.B. 1986.
Ingrid Matthäi, «Grüne Inseln» in der Grossstadt. Eine kultursoziologische Studie über das organisierte Kleingartenwesen in Westberlin, Marburg 1989.
W. Nohl, «Wohnungsferne Gärten in der Stadt als Beispiel einer partizipatorischen Ästhetik». In: Landschaft – Stadt 17 (1985).